Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: - (1973)

Heft: 3-4

Artikel: Pfarrer Mattli Conrad und Pater Placidus Spescha

Autor: Müller, Iso

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-398129

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pfarrer Mattli Conrad und Pater Placidus Spescha

von P. Iso Müller, Disentis

Ser Mattli Conrad (1745–1832), Pfarrer von Andeer, hatte sich schon seit 1773 für die romanische Muttersprache sehr interessiert und eingesetzt.[1] Er gab 1784 in Chur die *Novas Canzuns Spiritualas* heraus, die den evangelisch-romanischen Kirchen von Schams, Heinzenberg, Domleschg und Oberland als Kirchengesangbuch dienen sollten. Das Liederbuch führt selbst an, daß 24 Stücke vom Zürcher Lavater († 1801) und 16 Gesänge vom Leipziger Gellert († 1769), jedoch 21 vom Verfasser des Buches stammen (S. 368). Spescha charakterisierte die Ausgabe als «in vermischter Mundart geschrieben.»[2] Für den Disentiser Mönch war der Pfarrer von Andeer «einer der fähigsten unter den gegenwärtigen Poeten unseres Bundes», und zwar deshalb, weil er «seine geistlichen Lieder mit neuen Melodien herausgegeben» hat.[3] Merkwürdig ist, daß P. Placidus 1819–1820 behauptet, er habe das Liederbuch nie zu Gesicht bekommen.[4] Er war ja noch im ausgehenden 18. Jahrhundert Bibliothekar seines Klosters gewesen und kannte die neuere Literatur nicht schlecht. Vermutlich täuschte den greisen Mann sein Gedächtnis.

1. Die Innsbrucker Diskussionen im Jahre 1800

Spescha lernte Conrad persönlich in Innsbruck im Exil kennen.[5] Unser Chronist erzählte davon reichlich später im Jahre 1823: «Schon im Jahre 1800 waren wir, ich und der Herr Conradi, einig geworden, die romanische Sprache sollte verbessert und nicht verdrängt oder er-

---

1 Über Conrad siehe Annalas 45 (1931), S. 263–300, und Bedeutende Bündner 1 (1970), S. 327–330. Dazu A. Decurtins in Vox Romanica 23 (1965). S. 275–277.

2 A 725 I. S. 7; II. S. 4 Die Abkürzungen der Werke Speschas siehe bei Pieth-Hager, Pater Placidus a Spescha, 1913, Einleitung, S. 98–110.

3 Pl. Sp. 13 II, S. 273. Vgl. Pl. Sp. 26 II. S. 64

4 Pl. Sp. 16 III., S. 11 und Pl. Sp. 26 II. S. 64,94.

5 Pl. Sp. 4, S. 472 = Pieth-Hager, S. 128.

stickt werden; und Gründe dazu waren uns bekannt und schienen richtig. Wir schieden aber alsbald voneinander und das Vorhaben blieb also unausgemittelt.»[6] Dem war insofern nicht so, als schon damals Conrad eine handschriftliche Grammatik der romanischen Sprache verfaßte, die freilich wohl in viel anderer Form erst zwei Jahrzehnte später im Druck erscheinen sollte. Das Manuskript gab Pfarrer Conrad P. Placidus zum Lesen, der dann seine Gegenvorschläge als «*Anmerkungen über die Sprachlehre des Herrn Pastors Conrad*» zusammenstellte.[7] Hier legt P. Placidus eigentlich keine genaue Kritik des Werkes vor, sondern eröffnet seine eigenen Gedanken über die romanische Sprache und betont vor allem sein Postulat einer phonetischen Schrift. Ferner weist Spescha auf die verschiedenen Taldialekte hin: «Im Oberland spricht man Juo son, im Medels und Tavetsch ju son und wird ietzt gemeiniglich: Jou sun, ju sun geschrieben.» Unser Kritiker fügte hinzu: «Bey den Endungswörtern muß man anmerken, daß man in dem Genitiv und Ablativ auch anstatt da das de setzen könne und daß die zwey Endungen einander im Grund gleichlautend seyen.» Schließlich tadelt der Disentiser Gelehrte, daß er in der Abhandlung Conrads «hin und wieder deütsche Wörter im Rhätischen antraf. Diese müssen wir vermeiden, so gut als wir können. Ansonderlich haben einige Rhätier der deütschen Wörter: sonder, aber ohne Noth sich bedient; wir können diese Wörter mit den rhätischen: she, e, era, er, enconter comi, en contrari und : mo, ma reichlich ersetzen.» Hier bemerkt der Rezensent auch, daß die rätische Sprache als Zeitstufen nur Gegenwart und Vergangenheit kenne, nicht aber die Zukunft, «weil man niehmals untrüglich weis(s), ob es geschicht, was zukünftig ist.»

P. Placidus notierte sich auch: «Das Wort lur kan nur im vielfachen gebraucht werden. Dies riecht von *Complimenten* und diese kann ich nicht ausstehen.» In dieser Hinsicht freute es Spescha, daß sein geistlicher Freund keine Regeln für die *Titulaturen* gab: «Nichts ist in meinen Augen mehr pedantisch als die Sprache verhunzen, um ein Sclav der Großen dieser Welt zu werden.» Er fährt fort: «Gewiss ist es, daß Sie mir kein größeres Gefallen erweisen als wenn Sie mich: Du Pater nen-

---

6 A 40a I., S. 8.
7 A 725 II., S. 5–8. Datierung S. 8: «Insbruck, den 3. July 1800.»

nen. Ich wird Ihnen: Du Pastor antworten und wir werden alle ehrwürdige Rhätier seyn.»[8] Hier entpuppt sich P. Placidus als Demokrat und Mann der neuen Zeit.

Zum Schlusse betont der Disentiser Forscher, daß wir nur als Halbgelehrte erscheinen, wenn wir die frühere Literatur d.h. «den Witz der Alten in Rucksicht auf der (!) Sprache zu Rathe ziechen.» Da Spescha das Rätoromanische vom Tuscischen (Etruskischen) ableitet, betont er: «Wir haben unsern Tus(c)ischen Voraltern zu danken, daß sie uns eine so wichtige Sprache hinderlassen haben.» Aber erst «eine kritische Sprachlehre» wird das Rätoromanische «in seinem Glanz» erstrahlen lassen.

Noch ist eine andere Kritik Speschas erhalten, die sich betitelt: *Bemerkungen über die Sprachlehre des Herrn Conradi M., Pastors zu Andär im Schamserthal*»[9] P. Placidus ist durchaus über das Vorhaben Conrads «getröst» will er doch die «verunstaltete(n) Steine» des rätischen Sprachgebäudes auseinanderlegen und dann zu einem «dauerhaften, neuen und schönen» Architekturwerk zusammenstellen. Aber im ganzen haben seine Ausführungen wenig Bezug zum Opus des evangelischen Pfarrers. Spescha bietet am Anfang (S. 1–4) die «Geschichte der rhätischen Sprache», wie er sie schon vorher fast wörtlich skizziert hatte.[10] Dann geht er zur Kritik über (S. 5–8): «Überhaupt ist in unser(e) Sprach(e) vorzüglich der *Germanismus und Neuitalizismus* so eingedrungen, daß wir kaum wissen, wie wir mit der Abänderung der Zeitwörtern zu Werke gehen sollen.» Er weist dann auf alte Formen hin wie igl essent, fovent, fossent, havessent usw. und begründet dies: «Die Curer reden noch ietz desswegen: der sygende, der gsyende, wärende.» Und noch weiter: «Die altdeütsch Redende sagen noch ietzt: ich by, ich by gsy, ich wär» statt ich bin, ich bin gewesen, ich war (S.5).

---

8 Wiederum an Conrad gerichtet: «Wir wollen desshalben, wenn's Ihnen nicht mißfällig ist, künftighin einander duzen und werden, wie unsere Voraltern waren, nemlich natürliche Brüder und Freünde.» Pl. Sp. 43a, S. 7 zum Jahr 1800. Ähnlich Pieth-Hager, S. 497. Vgl. A 40a III., S. 197, wo Spescha te statt vus und el statt els vorschlägt.

9 Pl. Sp. 43a, 124 Seiten in Folio, doch fehlen S. 9–48, leer sind S. 77–80 und es fehlen auch S. 81–92. Datierung: S.2 : «den 26. Juny 1800.» Doch ist S. 8 zu lesen: «den 2. July». Am letzteren Tage erhielt Spescha durch den Bibliothekar von St. Gallen Kunde von einer Urkunde. Wer damit gemeint ist, bleibt unklar. R. Henggeler, Professbuch von St. Gallen, 1929, S. 401, 417, 420. Spescha lernte in Innsbruck Abt Pankraz Vorster kennen. Pl. Sp. 24, S. 103–104.

10 A 725 II, S. 5–8.

Es geht Spescha aber nicht nur um die Form, sondern auch um die Sache: «Auch sind viele *fremde Wörter* unschicklicher unnöthiger Weise darin eingeführt worden, die man in der reinen Sprachlehre nicht können geduldet werden. Zugleich sind viele alte Wörter, welche dieser Sprach eigen waren, beynache in Vergessenheit gerathen, die man von dem gemeinen Volk muß vernehmen und brauchbar machen. Auch hat diese Sprache einen Mangel an Kunst- und Wissenschaftswörter, die man aber mit Vernunft und Bescheidenheit ersetzen muß. Zum Reimen und Dichten ist sie sehr geschickt, liebt den kurzen und feinen Ausdruck und ist sehr biegsam; allein das Sylbenmaß ist noch nicht in Richtigkeit und in bestimmten Regeln gebracht worden.» (S. 101).

Spescha bedauert, daß die rätische Sprache «im *Ausland* sehr unbekannt ist.» (S. 93). Deshalb kommt er immer wieder auf deren Geschichte und Schönheit zurück. Sowohl Schriftsteller wie Leute aus dem Volk, deren Voreltern noch romanisch sprachen, verachten zu Unrecht diese Sprache und schelten sie als «Rauchwälsch, Krautwälsch, ietzt Pompaluser- und Pomparnickelsprache.» (S. 122)[11] Spescha gibt zu, daß die Rätische Sprache bislang zu wenig gepflegt und «in wilden Gegenden ernährt» wurde. «Allein was waren andere Sprachen, ehe sie kultiviert wurden? Sie hat zwar die Weichlichkeit der italiänischen, die Flüchtigkeit der französischen und die Härte der Deütschen nicht, allein muß sie desswegen verachtungswürdig seyn?» Spescha gibt eine gewisse Armut an Wörtern seiner Muttersprache zu, «allein was waren andere Sprachen, ehe sie durch Künsten und Wissenschaften belebt und bereichert wurden?» (S. 122).

In diesen seinen Bemerkungen nennt P. Placidus die romanische Sprache auch die «alpinische Sprache», mit andern Worten, er erklärt das Rätoromanische als die noch intakte *Ursprache eines großen Teils von Europa:* «Sie behauptet das Alterthum der Tuscischen Sprache, die ehehin die allgemeine in Italien war und sich (!) in Spanien, Portugal,

---

11 Pompaluser ist Spottname der Deutschbündner auf die Bündnerromanen. Pumperniggel bedeutet ein winziges Persönchen, einen Hanswurst. Zu beiden Bezeichnungen siehe Schweizerisches Idiotikon 4 (1901), S. 706–707 und 1262–1263. Vielleicht hatte Spescha diesen Übernamen aus H. L. Lehmann, Patriotisches Magazin von und für Bündten, 1790, S. 110, wo gesagt ist, daß Reisende und selbst Einheimische die romanische Sprache «als eine sehr arme und uncultivirte Sprache ausgeschrien und mit dem Beynamen pompaluserisch beehrt worden ist.»

Frankreich, England, Helvetien und Niederlang (!) ausgebreitet worden ist und die bis dahin unvermischt mit andern fremdredenden Völkerschaften sich erhalten hat.» Immerhin gibt dann P. Placidus doch wieder zu, die rätische Sprache werde erst dann vollkommen, wenn sie sich bemühe, die fremden eingeschlichenen Wörter auszumerzen und die fehlenden «nach Vorschrift der selbsteigenen Natur der Sprache einzuführen.» So könne man hoffen, daß «sie eben so vollkommen als jede andere gute Sprache werde.» (S. 124).[12]

In den folgenden «*Bemerkungen über die rhätische Sprachlehre des Herrn Conradi, Pastors zu Andär*» beschäftigte sich Spescha zwar auch anfangs noch mit der Geschichte der Sprache, geht dann aber doch auf das Werk seines Schicksalsgenossen näher ein.[13] Conrad war es, der Spescha um Durchsicht des Manuskripts bat. Der Rezensent rechnete es sich zur Ehre an, die Sprachlehre «so durchzusehen, wie er sie als guter Vertraueter mir übergeben hat.» Nun hebt P. Placidus entgegen seinen anderen Bemerkungen lobend hervor, daß Conrad das Ladinische wegließ und nur seine «eigene Muttersprache oder Mundart» bearbeitete. Sein evangelischer Kollege «hat dabey den feinen Gedanken gehabt, keineswegs diese romansche Sprache zu verbessern oder diese oder jene zu tadeln, die falsch oder mangelhaft geschrieben haben, sondern nur um dessenwillen, damit ein jeder die schon geschriebene(n) und gedruckte(n) Schriften davon verstehen könne.» Wenn Spescha später nur nicht allzusehr das Gegenteil getan hätte!

Unser Kritiker korrigierte doch manches, so z. B. daß Conrad calur statt colur, igl cor statt il cor, igl cudisch statt il codish schreibt. Entgegen seiner früheren Meinung schlägt er vor, statt ludar, udir usw. laudar, audir zu schreiben. Spescha will mithin möglichst das Romanische dem Latein annähern. Doch fehlte P. Placidus die Geduld oder das momentane Interesse, um alles genau durchzusehen. «Die Zeit läßt mir nicht zu, alle Fehler dieser Sprachlehre zu verbessern; ich muß sie beyseits legen und mit den Auszügen, die in das Rhätische einschlagen, mich bemühen.»

---

12 Pl. Sp. 43a, S. 100, dazu S. 97, 102, 120, 124 über die «alpinische Sprache.»

13 Pl. Sp. 43 b. I. Teil: S. 1–3, darin S. 1–2: «Geschichte der rhätischen Sprache.» Datierung S. 3: «den 28ten Brachmonat des J. 1800.»

2. *Conrads gedruckte Grammatik von 1820 im Urteil Speschas*

Nach der Rückkehr aus dem Exil konnte Spescha auf die baldige Drucklegung der mehrmals besprochenen Grammatik hoffen. P. Placidus glaubte sogar, sie sei 1805 in Bregenz gedruckt worden, was jedoch nicht den Tatsachen entsprach.[14] Sein Freund in Andeer hatte, wie Spescha selbst sagt, «mit Beneider, Ersticker und Ahnder zu kämpfen, aber durch große Anstrengungen und Aufwand siegte er und das, was wir am meisten bewundern müssen, halfen die Preußen dazu, was unsre Beneider und Verfirer zu hindern suchten.»[15] In der «*Deutsch-Romanischen Grammatik*», die 1820 bei Orell-Füßli in Zürich herauskam, verrät uns der Verfasser, wer diese helfenden Preußen waren. Es war in erster Linie Johann Gottfried Ebel (1764–1830), der Arzt und Geograph in Zürich, der aus Zülichau in Preußisch-Schlesien stammte, und Christian Friedrich Rühs (1781–1820) aus dem pommerschen Greifswald, der in Berlin als Professor der Geschichte wirkte und noch 1817 zum «Historiographen des preussischen Staates» ernannt worden war.[16]

Drei Jahre nach dem Erscheinen der Grammatik von Conrad verfaßte Spescha seine «*Beiträge zur Grammatik Conradis*». Doch darin setzte er sich sehr wenig mit Einzelheiten des neuen Buches auseinander, sondern begnügte sich, wie schon früher im Jahre 1800, einfach seine andere Gesamt-Sicht zur Darstellung zubringen.[17] So sagt er: «Es versteht sich indessen von selbsten, daß ich durch meine Beiträge den ehrwürdigen Greis nicht kränken, sonder vielmehr trösten will; denn man pflegt den Acker zu achten, wenn man ihn bearbeitet.»[18] Nochmals betont Spescha: «Meine Absicht dabei war nicht, die Arbeit dieses gelehrten Manns zu prüfen oder zu ahnden, die er in seiner Mundart mit großer Mühe und Fleiß zusammengetragen hat, sonder sie zielte dahin, den anderen Mundarten des romanischen Antheils beizufügen,

---

14 Pl. Sp. 13 I, S. 44 und Pl. Sp. 26 II, S. 64.
15 A 40a I, S. 8.
16 Über Ebel siehe Neue Deutsche Biographie 4 (1959), S. 217, ferner Allgemeine Deutsche Biographie 5 (1877), S. 518–519, über Rühs ebendort 29 (1899), S. 624–626.
17 A 40a III, S. 203–204, 206.
18 A 40a II, S. 11.

damit man doch klärbarer sehe, wie sich diese mit andern verhälte oder davon abweiche.»[19]

Die Grammatik des Pfarrers von Andeer konnte gar nicht den Wünschen Speschas entsprechen, trotzdem sie den allgemeinen Titel trug: «Deutsch-Romanische Grammatik.» Denn in Tat und Wahrheit schrieb Conrad für die Leute des bündnerischen Ostens und nahm vor allem auch Rücksicht auf die bisherigen reformierten Übersetzungen der Bibel (Das Neue Testament von 1648 und das Alte Testament von 1718), wie dies der Verfasser selbst gesteht (Einl. S. XIII–XIV. und S. 21 Anm.). Darum notierte Conrad, trotz der Wünsche Speschas, nur paun, nicht auch pan (S. 10), nur chi und nicht tgi (S. 27–28), mamez und nicht memez (S. 30), seigig und nicht seigi (S. 33), obwohl P. Placidus hinwies, daß man nur im Lugnez und an einigen Orten der Gruob seigig schrieb, sonst aber im Oberland seigi spreche. Conrad nahm auch nur ludar (S. 3,38), nicht laudar auf, ferner da la sora (S. 5), nicht de la sora, ferner ilg bratsch (S. 6), nicht il bratsch.

Hatte aber die frühere Kritik Speschas von 1800 gar keinen Einfluß auf das Opus von 1820? Verschiedene Wünsche sind dort doch berücksichtigt worden. Ser Mattli unterscheidet am Anfang einfach das Romanische und das Ladinische (Einl. S. VII.), wie es ihm P. Placidus angeraten hatte. Auch verwendet der Verfasser Akzente, wo er es für gut oder notwendig findet, um die Betonung eines Wortes anzugeben (S. 2 ff.). Das war ein Vorschlag seines Kritikers. Die Präposition als verwendet die Grammatik nur bei Dativ bzw. Ablativ Pluralis (S. 5). Vom Gebrauch im Nominativ und Akkusativ riet der Rezensent ab, da dies «einem Fremden glathin unverständig vorkommen muß.» Die verschiedenen Schreibarten von Deus notierte der Autor der Grammatik (S. 8 Anm.), worauf ihn wiederum P. Placidus aufmerksam gemacht hat.

Spescha betrachtete 1820 die Grammatik Conrads als «das brauchbarste und zugleich das unentbehrlichste Werk zu unserm Gegenstand.» Weiter bemerkt P. Placidus: «Und wenn noch sein schon versprochenes Wörterbuch ans Tageslicht kommt und so fleißig als seine Grammatik ausgearbeitet seyn wird, so hat er nicht nur für sein und jenes des Heinzenbergs Dialek(t) gesorgt, sonderm dem ganzen rhäto-

[19] A 40a III, S. 250–251.

tuscischen Stamm den wesentlichisten Dienst erwiesen. Möge also die gütige Vorsicht jeden Distrikt des romanischen Dialekts dahin lenken, daß er das Beispiel des für das Wohl des Vaterlands unermühdeten Conradi befolge.»[20]

3. Spescha über das Wirken Conrads

Im Jahre 1823 nahm sich P. Placidus ein wenig Zeit, um über die sprach-politische Tätigkeit des Pfarrers von Andeer einige Zeilen zu verfassen.[21] «Dieser ehrwürdige Man(n) fühlte schon in seiner Jugend ein Belieben an seiner Muttersprache und konnte nicht fassen, wie sich seine umgebenen Landleute einer andern Sprache bedienten, da doch ihre meisten Lokalnämen thuscischen Ursprungs geblieben sind. Allein am auffallsten kam ihm das vor, daß Thuscis, welches den Namen der uralten Nation im Lande trägt und so vielen Jahrhunderten hindurch (S. 9) dem Andrang fremder Völker, die in der Landesgeschichte bekannt sind, getrotzt, ihm auf ein Mal einfiel, eine Neuerung in der Sprache vorzunehmen.[22] Allein Chur, die Hauptstadt des rhätothuscischen Volks fiel und es wie andere mit. Es ging dem Lande hernach wie es ehehin beim Thurmbau in Babel: es entstund Mißverstand und Handel und Wandel wurden dadurch erschwert.»

«Conradi, dieser gelehrte Man(n), bewunderte in seinem Gespräche die Standhaftigkeit der *Emser* recht sehr, da doch *Schalfik*, *Churwalden*, *Feldsperg und Tamins* sich schon erneuert hatten. Und sagte öfters, wie lang erhielt sich noch die Vorstadt Wälsche-Dörfli und der *Hof*, da die Stadt schon meistens deutsch sprach? Wunderbar kommt es mir vor, daß unsere einheimischen Schriftsteller diese Begebenheit verschwiegen und sie dem Egyd Tschudi von Greplang zu verkündigen überließen. Oder hat der gelehrte Campell vielleicht etwas davon in seinen Handschriften uns hinterlassen?[23] (S. 10). Man überließ diese

[20] Pl. Sp-. 26 I, S. 9–10.
[21] A 40a I, S. 8–10, 15–16.
[22] Thusis identifiziert mit Thuscis, so schon Aegidii Tschudi, Alpina Rhaetia. 1538, S. 11–12.
[23] Offenbar standen die Werke Campells, damals noch nicht gedruckt, unserem Verfasser nicht zur Verfügung. Gerade Raetiae alpestris topographica Descriptio ed C. J. Kind, 1884, S. 62, 316, bietet über Chur und Schanfigg sprachgeschichtliche Nachrichten.

Benehmung dem freien Willen und that recht. Gunst, Antrieb und Handelschaft trieben dazu an, und es ward, was werden wollte. Zeitliches und ewiges Wohl indessen hieng nicht von der Umänderung der Sprache ab.»

«Es freuet mich recht sehr sagen zu können, daß freie Willensmeinung, Vertrag- und Duldsamkeit in unsrer Republik von jeher am meisten gefruchtet haben. Man kann indessen bei allen Gerichtshöfen im Lande sprechen, wie man will, aber auch verstehen lassen, wie man kann. Diese Benehmmung ist in dem helvetischen Umkreise nicht selten; andere gingen uns mit ihrem Beispiel voran und wir ahmten ihnen nach. Helvetien liegt im Einfange mehrerer Nationen und Sprachen, Rhätien aber nur im zweien.»

S. 15) «Es war eine Zeit, wo man mit der romanischen Sprache handelte und vertauschte, wie die Indianer mit ihren Landesprodukten; diese nemlich verkauften ihr Gold, Silber, Edelsteine und Perlen um europäische Galanteriewaaren oder vertauschten sie, so gut sie konnten, um solche ein. Beide Theile richteten ihr Augenmerk immer auf dem Gebrauch und Nutzen der Waaren und nicht auf den Werth derselben (S. 16), sonst würde dieser Handel schon längstens eingestellt worden seyn. Herr Conradi war aber der Mann, der den Werth der Sprachen aufdecken wollte und dennoch den Sprachliebhabern die Wahl lassen, diesen Handel fortzusetzen oder ihn einzustellen, und handelte weise. Wer also Beiträge zu dem Werke dieses ehrwürdigen Greises liefern will, der muß dessen Pfade einschlagen, wohl bemerkt, das seinige thun und dann gleichgültig seyn, wie man es darüber urtheilt. Ein 80jähriger unternahm dies kritische Werk auszuführen und erschöpfte sich darmit so, daß er, wie er selbst bekennt, es noch unvollständig nach sich lassen mußte.»

Darauf kommt Spescha auf seine ähnlichen Bemühungen zu sprechen: «Ein 70jähriger, der über 50 Jahrn der Sprache nachforschte, unternimmt, Beiträge zu einer solchen Grammatik beizufügen und er glaubt, wenn er auch noch 20 bis 30 Jahren leben sollte, er dennoch manches der Nachwelt auszuarbeiten überlassen müsse. So hoch schlage ich die Arbeit einer einzigen Sprachlehre einer geringschätzigen Sprache an.»